

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 109 (1983)
Heft: 11

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Von Haus zu Haus

Ilse Frank

Schwarze Magie

Leute, hört und staunt: Ich habe das Perpetuum mobile erfunden. Ein Ding, das sich ständig bewegt. Von hier nach dort, von dort nach hier. Ohne grosses Zutun, wohlgemerkt. Nötig war nur der relativ geringe Anstoss.

Eines verhängnisvollen Tages hob ich meinen Wintermantel vom Haken, betrachtete ihn genau, sah, dass er nicht mehr luppenrein war, und beschloss, ihn chemisch säubern zu lassen. Also warf ich die wärmende Hülle über den Arm, brachte sie ins Haus des Fachmanns. «Ist in einer Woche alles okay?» fragte ich munter. Die Antwort bestand aus einem überzeugenden Kopfnicken.

Nach der vereinbarten Wartezeit eilte ich froh zur Abholstelle. Doch im Anblick meines Mantels stutzte ich: Der schwarze Stoff schimmerte weiss, war von oben bis unten mit kontrastfarbenen

Partikeln garniert. «Reg dich nicht auf!» raunte ich mir zu. «Die Dreingabe kannst du im stillen Kämmerlein flugs entfernen.»

«Flugs» war übertrieben. Das merkte ich, als ich eine Viertelstunde lang Bürste und Klebrolle schwang. Die neckischen Fäserchen taten keinen Wank, staken senkrecht im Gewebe, strapazierten meinen Ersatznerv. Daran änderte auch die schon mehrfach bewährte Fingernagelkratzmethode nichts, und so griff ich schliesslich erschöpft zum Telefonhörer, schilderte den Zuständigen dramatisch die widrigen Umstände. Ich wurde aufgefordert, das Corpus delicti bald vorzuzeigen.

Eine Woche später stand ich mit dem optischen Wunder vor der staunenden Reinigungsmannschaft und deutete indignant auf fremde Federflämmchen, auf seltsame Fusselkletten. «Haben Sie meinen Mantel mit einem Kissen zusammengemengt?» forschte ich, bestrebt, eine plausible Erklärung für das Sprengelphänomen zu finden. «Wo denken Sie hin!» empörte sich der Chef des Unternehmens,

«so etwas kommt bei uns nicht vor.»

Mir stand der Sinn nicht nach Streit. Ich wollte nur keinen Pfusch, sondern eine saubere Sache. «Natürlich, selbstverständlich – umgehend», sprudelte Meister Proper hervor. Ich glaubte ihm jedes Wort, machte mich hochgemut auf den Heimweg.

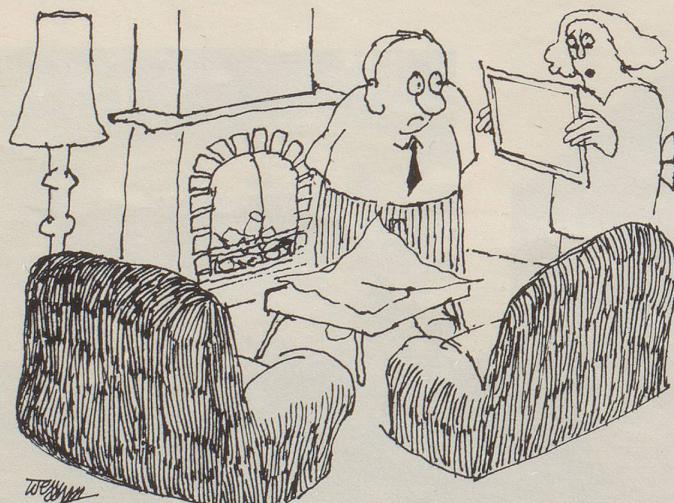
Eine Woche später hatte ich den Mantel wieder – etwas weniger weiss, aber noch immer weit entfernt von seinem ursprünglichen Aussehen. Das bemerkte ich allerdings erst bei der Inspektion am Stubenfenster.

Erneut trug ich das Unlustobjekt auf Händen – an denselben Ort. «Wir haben uns bemüht, ihn intensiv behandelt, doch je mehr wir taten, desto weniger nützte es. Die weissen Fäserchen müssen aus dem Mantellinnen kommen.» «Aus dem wie bitte?» zischte ich. «Aus dem Innern. Beim Spinnen werden oft zu kurze Fäden verwendet, die man beim Einfärben gar nicht erwisch. Ihre Spitzen stehen jetzt in die Höhe», erklärte mir der Ladenbesitzer. «Das stimmt nie und nimmer!» empörte ich mich. Doch der Dozent stellte beleidigt fest, er wisse

wohl, wie ein Gewebe entstehe. «Ich auch», triumphierte ich, «mit einem Textilfachmann als Vater!» Da wurde der Redner merkwürdig still. Nach der Verlegenheitspause schlug er mir vor, das Unglückstuch färben zu lassen. Zögernd willigte ich ein. Zögernd wandte ich mich zum Gehhen. Auf der Schwelle raunte mir die Angestellte ins Ohr: «Uns ist ein Schlafsack geplatzt. Daher die Bescherung. Verraten Sie nicht, dass ich Sie informiert habe!» Ich gelobte Schweigen.

Zwei Wochen später führte ich den in neuem Schwarz erstrahlenden Mantel spazieren. Das hätte ich nicht tun sollen. Nach zehn Minuten glichen meine Hände denjenigen eines emsigen Kaminfegers. Den Hals wagte ich gar nicht zu betrachten.

Traurig schleppte ich den Kohlensack an die Stätte, wo das Unheil begonnen hatte. Herr Saubermann lauschte den Klagen einer irritierten Kundin – und wusste gleich Rat: Die geputzte, geschabte, geschabte, geputzte, gefärbte ehemalige Zier wird nun – gereinigt! Der Kreis hat sich geschlossen. Mein vom Staunen geöffneter Mund noch nicht.



«Nicht teuer für einen Picasso. Aber ich wusste gar nicht, dass er auch in Hongkong malte!»

Bilderbücher

Seit in die Möbelkatalog-Zimmer die Unordnung eingezogen ist, vertiefe ich mich in die Reklamelektüre wie zu Kinderzeiten in meine Bilderbücher. Früher waren Möbelkataloge eine langweilige Sache: Höchstens ein Kinderspielzeug lag dekorativ am Boden, oder eine offene Zeit-

schrift zierte Tisch beziehungsweise Sofa. Die gefüllte Obstschale, ein Blumenstrauß auf dem Buffet und sterile Nippes in der Bücherwand (die inzwischen bezeichnenderweise zur «Wohnwand» geworden ist – was immer man sich darunter vorstellen will) – das waren die Belebungen der Möbelausstellungen.

Ein optisch «Bewohntheit»

suggerierender Fortschritt war das Zimmer der Junioren mit herumliegendem Teenager-Krimskram, mit dem sich die Möbel wünschende Jugend identifizieren konnte. – Identität ist ja so wichtig!

Dann kam die Küche dran, mit einem halb ausgepackten Einkaufsnetz auf dem Tisch – voll verlockend farbigem Obst und Gemüse.

Inzwischen sind die morgendlich verlassenen Betten Mode geworden, zerwühlt, versteht sich, und mit leergegessenen Frühstückssutensilien auf dem Tablett daneben. Stets gibt es ein Ei und Orangensaft, wie zu jedem besseren Hollywoodfilmfrühstück. Ein blosser Butter-Gomphi-Zmorge ist nur ausnahmsweise zu sichten; er wäre zu bünzlig. Und bünzlig soll's nicht sein, sondern salopp. So darf jener rasende Reporter, der ein gewisses Schweizer Boulevardblatt an die Bierflasche gelehnt hat, seine Ravioli direkt aus der Büchse mampfen – immerhin aber auf einem «Louis Philippe»-Tisch (Durchmesser 111 cm, ausziehbar).

Verstehen Sie nun, wieso ich in einem solchen Bilderbuch schwelge? Mit der Lupe untersu-

che ich die undefinierbaren weissen Chrungel unter dem französischen Bett. Sind das etwa gebrauchte Papiernastücher? Das wäre dann doch zuviel der «Natürlichkeit», aber zur übrigen Ordnung würde es nicht schlecht passen. Man begreift überhaupt nicht, ob da ein Junggesellschlag mit «Besuch» gezeigt wird – oder wie? (Ich glaube, ich habe die Phantasie des Photographen überschätzt – die weissen Dinger scheinen winzige Pantoffeli zu sein.)

Umgekippte Damenschuhe sind offenbar der Inbegriff weiblicher Anwesenheit – ein bisschen leger, ein bisschen frivol. Wäre noch psychologisch zu hinterfragen, woher diese Vorliebe der Designer (oder wie immer sich die Entwerfer solcher Photos heute nennen) kommt, was für Reflexe herumliegende Pumps in ihnen auslösen ...

Absolut gerührt hat mich ein rustikales Wohnzimmer, wo müterliche Fürsorge auf Tisch und Stühlen die ganze Ausrüstung für den nächsten WK eines männlichen Wesens bereitgelegt hat: Ordentlich aufgerollte Wollsöckchen, Hemden, Taschentücher, Slips mit himmelblauer Kante,

Zigaretten, Transistor – das Käppi an der Stuhllehne, der wohlgebürstete Waffenrock am Schrank – da herrscht noch gut schweizerische Ordnung! Nichts von der Protesthaltung, die sich in all den ungemachten Betten und unabgeräumten Frühstückstablets und der tristen Ravioli-Büchsenmahlzeit manifestiert ...

Ich klappe mein Bilderbuch zu. Mein Bilderbuch, in dem keine Menschen vorkommen. Und als ich in meinem Zimmer herumschau, bemerke ich, dass eine sozusagen natürlich gewachsene Ordnung doch – leider – viel weniger dekorativ ist.

Seufzend mache ich mich ans Aufräumen ... Marianne O.



«Ein Pelz. Kein Kaninchen; er kostete nicht nur 200 Franken; er stammt nicht aus einem Warenhaus – rate!»

Kürzlich bin ich mit einem Freund nochmals zum Kloster hinaufgegangen, in dem ich vor einiger Zeit ein Weekend verbracht habe.

Wir kletterten den steilen Kreuzweg hoch, und während der Verschauaufpausen erzählte ich ihm begeistert von der schlichten, vornehmen Einfachheit des Klosters, von den weiss getünchten Mauern, den ausgetretenen Steintreppen, den spartanisch eingerichteten Mönchszellen. Kurz, von der durchgeistigten Atmosphäre, die spürbar über allem liege. Allein in der Bibliothek könnte man tagelang verweilen und die uralten, schönen Lederbände aus dem 15. Jahrhundert besichtigen. Der Freund war tief beeindruckt. – Oben angekommen, schickte uns das Glück Fra Renato über den Weg. Er erkannte mich wieder, und ich erbat mir von ihm, dem Freund den Klostergarten zeigen zu dürfen.

Mit dem riesigen Schlüssel sperrte uns Fra Renato die Gartenpforte auf, und mir schien, wir dürften für eine Weile ins Paradies eintreten. Der Garten, am Steilhang gelegen und mit hohen Mauern umgeben, bleibt dem Auge des gewöhnlichen Sterblichen verborgen.

Ich führte den Freund über die Terrassengärten durch Pergolen zum Weinberg, dann zum alten Ziehbrunnen, durch das Küchenkräutergarten zum Obstgarten. Ein Friede über dem ganzen Land! «Aber jetzt zu den Graugänsen!» trumpfte ich auf. Doch kein lustiges Geschnatter empfing uns, kein Gewatschel, keine gereckten Hälse, keine klugen Augenpaare blickten uns entgegen: leer und ausgestorben das Gehege. «Erst noch hat mich ihr Geschnatter nachts aufgeweckt und mich das Glück des Augen-

blickes bewusst geniessen lassen», sagte ich enttäuscht.

Beim Abschied konnte ich mir die Frage nicht verkneifen: «Wo sind die Gänse hingekommen?» Fra Renato setzte ein mildes Lächeln auf, verschrankte bedächtig die Hände über der Kutte und sagte sanft: «Den Weg allen Fleisches, liebe Tochter, sind sie gegangen.»

Zorn wollte in mir aufsteigen. Doch Fra Renato verbeugte sich leicht. Unsere Zeit war um.

Der Freund schmunzelte. «Drei Mönche leben noch im Kloster», sagte er, «und wie viele Gänse waren es? Fünf, sagtest du?» Suzanne Geiger

richten verarbeitet. Fremdländisches Gemüse mag sie nicht, aus welchen Gründen auch immer. Früher habe man das nicht gekannt, sagt sie, sie könne auch heute noch darauf verzichten.

Kürzlich waren wir wieder bei ihr auf Besuch, wobei sie uns in die Küche führte und unglücklich auf eine grüne Peperoni auf dem Küchentisch zeigte. Die habe ihr eine Nachbarin, Frau S., zum Versuchen gegeben, sagte sie, und hielt uns das Prachtstück unter die Augen.

«Vergesst sie bitte nicht mitzunehmen, wenn ihr heimgeht!» schärfte sie uns ein, «sie passt besser zu euch als zu mir. Fortwerfen möchte ich sie auf keinen Fall. Was würde Frau S. dazu sagen?»

Leider vergassen wir sie doch. Zwei Tage später brachte die Post ein kleines Paket, beschriftet von meiner Schwiegermutter. Ahnungslos öffnete ich es. Auf Watte gebettet, von Seidenpapier auf allen Seiten geschützt, lag sie grün und glänzend da: die vergessene Peperoni.

Anna Portmann

Lob der Schwiegermutter

Meine Schwiegermutter ist eine wunderbare Köchin. Suppen versteht sie zu kreieren wie niemand sonst. Ihre Kartoffelsuppe zum Beispiel ist ein festlicher Genuss, die Mehlsuppe aus ihrer Hand ein Wunder. Ein Besuch bei ihr ist schon deshalb eine Reise wert.

Ihre Küche steht ganz unter dem Motto «Ehret einheimisches Schaffen!» oder «Was der Bauer nicht kennt, isst er nicht». So werden Kartoffeln, Rüben und Kohl bei ihr zu köstlichen Ge-

bunden oder festgeklebt hätte, ohne jede Betäubung!

Und wenn ich als Fliege oder wie eine Fliege sterben müsste, möchte ich lieber schnell und schmerzlos durch ein modernes, chemisches Mittel ins Jenseits befördert werden, als langsam und langwierig an einem langen, klebrigen Streifen zu verenden. Kürzlich entrüsteten sich Leser eines Wochenblattes begreiflicherweise über eine schweizerische Stierkämpferin. Nicht weniger sadistisch kommt mir die Fliegenbekämpfung mit Klebstreifen vor. Betrachten Sie, verehrte Frau Wyssen, das Krepieren einer verzweifelten, zappelnden Fliege einmal unter der Lupe! Ich glaube, dass auch Ihnen das Lachen vergehen wird.

Hoffentlich hat Ihr rührender Sohn nicht nur mit Ihnen, sondern auch mit den Fliegen Mitleid gehabt und die Fliegen, die er an das Klebband heftete, vorher wenigstens zerdrückt und nicht zappeln lassen. Ich will nicht gegen die Fliegenvernichtung Sturm laufen. Aber ich finde, wir müssten mehr Mitgefühl und mehr Ehrfurcht auch vor scheinbar unnützen Kreaturen zeigen. Wenn schon vernichten, dann mit der Fliegentätsche oder hundertmal lieber statt mit Leim (wohl auch Chemie!) mit einem rasch wirkenden chemischen Mittel.

Beifügen möchte ich, dass ich im Botanischen Garten die an Insektenfressen (fleischfressenden Pflanzen) strampelnden Fliegen nach Möglichkeit mit Fingerdruck erlöse. Vielleicht ein wenig sentimental – sicher allerdings ohne Klebband-Nostalgie.

Mit freundlichen Grüßen
Ihr R. Göldi



ein
edler
Tropfen
ohne
Alkohol

Merlino
Traubensaft

Ein **OVA**-Produkt

